

2. Forschungsstand: Soziologische und sozialhistorische Perspektiven

Diese Studie versteht sich als ein kultur-, wissens- und geschlechtersoziologisch ausgerichteter Beitrag zum Forschungsfeld Ernährung. Trotz des zentralen Stellenwerts von Essen und Ernährung im Alltag und für die Gesellschaft im Allgemeinen war in der Soziologie dieses Themengebiet für lange Zeit ein eher randständiger Bereich des Faches, derzeit ist es aber dabei, sich innerhalb der Disziplin zu etablieren.¹ Die soziologische Erforschung von Ernährung wurde im deutschsprachigen Raum demnach lange nicht systematisch als Bindestrich-Soziologie verfolgt.² Viele ältere soziologische Texte sind dementsprechend eher als »Nebenarbeiten« zu klassifizieren (etwa Simmel [1910] 1998; König 1965; Ferber 1980) oder sie wurde in »klassischen« Texten als ein Gegenstand unter mehreren betrachtet (insbesondere Elias [1969] 1978; Bourdieu 1987). Die ersten deutschsprachigen Überblicksarbeiten liegen mittlerweile bereits einige Zeit zurück (etwa Bundschu 1995; Prahl und Setzwein 1999; Brunner 2000) und zur aktuellen Forschungslandschaft liegen auf bestimmte Bereiche fokussierte Handbuchbeiträge vor (John und Rückert-John 2019; Paulitz und Winter 2019, 2022). Mittlerweile hat sich das Forschungsfeld stark dynamisiert. Daher ist es sinnvoll, in dieser Arbeit den Forschungsstand breiter zu sichten und eine aktuelle ernährungssoziologische Bestandsaufnahme zu erarbeiten, die auch Thematisierungen aus den benachbarten Disziplinen und interdisziplinären Schnittfeldern berücksichtigt.

-
- 1 »Ernährung« wurde vor Kurzem als Themengebiet in die Sektion »Land- und Agrarsoziologie« der Deutschen Gesellschaft für Soziologie integriert, die damit jetzt »Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie« heißt.
 - 2 So konnte man bisher für das Themengebiet Ernährung behaupten, dass »man bislang keine soziologischen Lorbeeren verdienten« konnte und dass »bisher für die soziologische Theoriebildung nicht viel zu holen« war (Peter 2010, 356). Dies hat sich geändert.

In der folgenden Sichtung wird ein besonderes Augenmerk auch auf sozial- und kulturhistorische Arbeiten gelegt. Dies hat erstens zum Ziel, den historischen Hintergrund der in dieser Studie durchgeführten empirischen Studie zu erarbeiten. Zweitens geht es damit darum, die bestehenden Forschungsarbeiten auch historisch einzuordnen und den »Ernährungswandel« im Spiegel des gesamtgesellschaftlichen sozialen Wandels zu betrachten. Nachfolgend wird daher ein Korpus sozialwissenschaftlicher Forschungsarbeiten dargestellt, auf den diese Arbeit aufbauen kann, um daraus zu bearbeitende Forschungsdesiderate im Bereich empirischer Forschungsfelder einerseits und theoretischer Perspektivierung andererseits zu erarbeiten. Welche Forschungslücken lassen sich identifizieren, zu deren Schließung diese Arbeit beitragen kann? Auf welche theoretischen Werkzeuge kann dabei zurückgegriffen werden und in welcher Hinsicht besteht Weiterentwicklungsbedarf? In zwei Schritten wird im Folgenden die sozialwissenschaftliche Forschungslandschaft dargestellt werden. In einem ersten Schritt werde ich einen allgemeinen Überblick über die Betrachtung von Essen und Ernährung in den Sozialwissenschaften geben. Im zweiten Teil werde ich mich auf den Gegenstandsbereich der vorliegenden Arbeit konzentrieren und darauf eingehen, wie die Themen Fleisch und Fleischverzicht als Forschungsgegenstände der Sozialwissenschaften behandelt werden. Abschließend werde ich die daraus resultierenden Forschungsdesiderate resümieren und darauf aufbauend die Fragestellungen für die weitere Studie zuspitzen.

2.1 Sozialwissenschaftliche Ernährungsforschung

Die sozialwissenschaftliche Literaturlage zum Thema Ernährung unterscheidet sich vom zeitlichen Aufkommen zwischen dem deutschsprachigen und dem englischsprachigen Raum. Im englischsprachigen Raum liegen ab den 1980er-Jahren einschlägige Arbeiten vor: zum einen umfangreiche Einführungen und Übersichten in die Ernährungssoziologie (Murcott 1983; Mennell, Murcott und van Otterloo 1992; Sobal, McIntosh und Whit 1993; McIntosh 1996, 2014) und zum anderen eine an Elias anschließende sozialhistorische Studie (Mennell 1985). Diese Arbeiten können auf international verbreitete Studien aus der Kultur- und Sozialanthropologie aufbauen, die weit über die

Disziplin hinaus als »Klassiker« der Ernährungsforschung gelten können (insbesondere Lévi-Strauss [1966] 2008; Douglas 1972).³

Im deutschsprachigen Raum dauerte es bis Anfang der 1990er-Jahre, bis eine interdisziplinäre Forscher*innengruppe die rein naturwissenschaftliche Erforschung von Ernährung aufbrach und begann, Essen als »Kulturthema« zu etablieren (Wierlacher, Neumann und Teuteberg 1993). Ende der 1990er-Jahre werden die ersten dezidiert ernährungssoziologisch positionierten deutschsprachigen Arbeiten veröffentlicht (Barlösius [1999] 2011; Setzwein 1997; Prahl und Setzwein 1999) und beginnen mit der »Formierung eines Forschungsfeldes« (Brunner 2000) innerhalb der deutschsprachigen Soziologie, woraus ein mittlerweile hochproduktiver Bereich entstanden ist, der wiederum Bezüge zu einer Reihe interdisziplinärer Schnittfelder herausgebildet hat. Die *Food Studies* haben sich international als eine eigenständige Forschungsrichtung etabliert (Miller und Deutsch 2009; Albala 2014; Murcott, Belasco und Jackson 2013), in der kulturwissenschaftliche Ansätze zur Erforschung von Essenspraxen dominieren. Darüber hinaus gehen die sich damit überschneidenden *Agro-Food-Studies* in ihrer Orientierung auch auf geografisch-räumliche Bezüge und Produktionskontakte ein (Ermann et al. 2018). Als interdisziplinäre Forschungsfelder mit deutlichem Ernährungsbezug sind darüber hinaus auch die *Human-Animal Studies* (Chimaira Arbeitskreis 2011; Pfau-Effinger und Buschka 2013; Marvin und McHugh 2014) und die *Fat Studies* (Rose und Schorb 2017; Cooper 2010; Schmidt-Semisch und Schorb 2008) zu nennen.

2.1.1 Ernährung/Natur/Kultur

Eine zentrale Frage in den sozialwissenschaftlichen Perspektiven auf Ernährung ist eine Bestimmung des Forschungsgegenstands Ernährung innerhalb des Kontinuums von »Natur« und »Kultur«. Oft ist damit auch eine Verhältnisbestimmung zwischen sozial- und kulturwissenschaftlicher und der naturwissenschaftlichen Ernährungsforschung adressiert, wie es zum Beispiel Eva Barlösius explizit macht: Ihr geht es in einem programmatischen Aufsatz

3 Überblicke und Einführungen zur kulturanthropologischen Ernährungsforschung bieten Mintz und Du Bois (2002) und Dirks und Hunter (2014). Viele »klassische« Texte, insbesondere jene aus der Kulturanthropologie, finden sich bei Counihan und van Es-terik (2008) und in deutscher Übersetzung bei Kashiwagi-Wetzel und Meyer (2017).

im oben erwähnten Sammelband darum, »das *Kulturthema Essen* gleichberechtigt neben das *Naturthema Ernährung* zu stellen.« (Barlösius 1993, 88) Von diesem Anspruch aus wird der Gegenstandsbereich dann zwischen Natur- und Sozialwissenschaften aufgeteilt (Barlösius [1999] 2011, 42-49). Dieser Ansatz einer Aufteilung und »Gleichberechtigung« ist dementsprechend auch anschlussfähig an Positionen aus der Ernährungswissenschaft, die eine Be- trachtung von Ernährung einfordern, die über die physischen Prozesse des Metabolismus hinausgeht (siehe zum Beispiel Leitzmann und Cannon 2006).

In der ernährungssoziologischen Literatur gibt es eine weitreichende Diskussion um die Natur-Kultur-Dichotomie und es können hier zumindest drei verschiedene Verständnisse identifiziert werden (vgl., auch für die folgenden Ausführungen, Paulitz und Winter 2017): Erstens die Perspektive in Anschluss an die philosophische Anthropologie, wonach es die »natürliche Kultur des Menschen« sei, dass Essenspraktiken nicht vorgegeben seien, sondern ausgestaltet werden müssten. Diese Perspektive wird von Barlösius ([1999] 2011) vertreten. Zweitens die sozialkonstruktivistische Perspektive, in der die »Natur« ein symbolisches Konstrukt darstellt: Es sei demnach eine genuin soziale Unterscheidung, welche Aspekte von Ernährung als kulturell oder natürlich geprägt betrachtet würden. Klaus Eder (1988) und geschletersoziologisch im Anschluss daran Monika Setzwein (2004) vertreten diese Theorieperspektive; Daniel Kofahl (2014) hat wiederum »Natürlichkeitssemantiken« in der Ernährungspraxis auch empirisch untersucht. Drittens liegt ein Ansatz vor, der den Anspruch hat, die Natur-Kultur-Dichotomie zu unterlaufen und die praktische Hervorbringung von Entitäten in lokalen, situativen *enactments* zu untersuchen: Die Materialität von Körpern und Lebensmitteln besteht demnach nur als ein relational hervorgebrachtes Produkt sozialer Praxis und ist diesen nicht vorgängig. Diese Perspektive wird im Kontext der Akteur-Netzwerk-Theorie insbesondere von und im Anschluss an Annemarie Mol (u.a. 2013, 2021) vertreten. Ausgehend von diesen drei Zugängen zu Ernährung im Natur-Kultur-Dilemma kann argumentiert werden, dass alle drei Zugänge ihre Vorteile und Nachteile mitbringen. Während Erstere in der Lage sind, soziale Ungleichheiten und Herrschaftsverhältnisse auch in makrogesellschaftlichen Ebenen zu analysieren, fällt dieser Zugriff im dritten Ansatz aufgrund einer Engführung zugunsten der Mikroebene weg. Diese spielt dafür ihre Stärken im Bereich der Materialitäten, d.h. der Körper und Lebensmittel, aus, die im Gegensatz zu den ersten beiden Perspektiven nicht nur als symbolische Repräsentationen zugänglich sind.

Grundsätzlich lässt sich festhalten, dass der Forschungsgegenstand Ernährung eine Positionierung in Bezug auf das Verhältnis von Natur und Kultur einfordert. Dies liegt daran, dass mit der Ernährung eine unmittelbare körperliche Praxis adressiert wird, für die den Naturwissenschaften eine gewisse Deutungshoheit attestiert wird. Gleichzeitig sind die vorliegenden Ansätze sozial- und gesellschaftstheoretisch an verschiedenen Stellen unbefriedigend. Mit der vorliegenden Arbeit steht damit aus, eine theoretische Perspektive zu eröffnen, die in der Lage ist, die Materialität von Körpern und Lebensmitteln »diesseits« (Paulitz und Winter 2017, 382) der Natur-Kultur-Dichotomie zu entwickeln, die mit einem Fokus auf soziale Ungleichheiten und Herrschaftsverhältnisse über die Mikroebene hinaus tragfähig ist. Damit ist ein verknüpftes erweitertes theoretisches Verständnis der Rolle der Naturwissenschaften und des naturwissenschaftlichen Ernährungswissens notwendig.

2.1.2 Ernährungswissen(schaft)/Biopolitik/Körpertechnologien

Eng mit der Frage, wie Essen und Ernährung im Spannungsfeld von Natur und Kultur positioniert werden, ist die Erforschung und Betrachtung des Ernährungswissens allgemein und der naturwissenschaftlich verfahrenen Ernährungswissenschaft im Besonderen verbunden. Seit dem erwähnten kulturwissenschaftlichen Vorstoß (Wierlacher, Neumann und Teuteberg 1993) zur Etablierung einer nicht-naturwissenschaftlichen Ernährungsforschung wird auch in der deutschsprachigen Forschungslandschaft das ernährungswissenschaftliche Wissen durch die Kulturwissenschaften zunehmend untersucht und kritisch hinterfragt (Bauer et al. 2010). Ernährungsforschung war und ist zentral mit biopolitischen Agenden der Versorgung, Leistungsfähigkeit und Gesundheit von Bevölkerung verbunden (Thoms 2010). In historischen Auseinandersetzungen können die kulturellen und sozialen Kontexte des ernährungswissenschaftlichen Wissens herausgearbeitet werden. Das nach wie vor gängige Bild, dass der Mensch Kalorien »verbrenne«, geht auf ein Menschenbild zurück, das sich an der damals gesellschaftlich äußerst bedeutsamen Dampfmaschine orientiert (Osietzki 1998, Tanner 1999, 53-71). Mit diesem Körperverständnis wurden Ende des 19. Jahrhunderts sogenannte »angemessene Kostsätze« berechnet, die die notwendige Menge Nahrung für Arbeiter*innen auf wissenschaftlicher Grundlage benennen sollten (Barlösius [1999] 2011, 60-61). Die Ernährungswissenschaft diente also als Wissensgrundlage zur politischen Bearbeitung der Sozialen Frage,

die Ausbeutung der Arbeiter*innenklasse wurde so wissenschaftlich legitimiert: »Auf der Grundlage der Kostsätze wurde empirisch überprüft, ob proletarische Familien ›rationell‹ haushalten oder ›überflüssige Ausgaben‹ tätigen und deshalb in Not geraten. Diese Betrachtungsweise verlagerte die Gründe von Mangel- und Unterernährung von den Ursachen, den schlechten Arbeitsbedingungen und der materiellen Not, hin zur Konsumseite: Die proletarischen Haushalte konsumierten falsch.« (Barlösius [1999] 2011, 61) Neben der »Magenfrage« war auch die Differenzierung von Geschlecht qua Ernährung zu dieser Zeit eng mit dem ernährungswissenschaftlichen Wissen verknüpft. Jakob Tanner (1999, 76–78) argumentiert, dass die Vorstellung des »starken« und »schwachen« Geschlechts, die sich ebenfalls zu dieser Zeit herausbildet, sich mit dem ernährungswissenschaftlichen Wissen verbindet und sich beispielsweise in qua Geschlecht differenzierten Kalorienempfehlungen niederschlägt: Das ernährungswissenschaftliche Wissen um 1900 stand »in enger Wechselwirkung mit der gesellschaftlichen Arbeitsteilung zwischen den beiden Geschlechtern und den damit korrespondierenden Rollennormen, Körperbildern und Schönheitsvorstellungen« (Tanner 1999, 76). Die Empfehlungen und Vorgaben richteten sich aber damit nicht nur an die Politik. Vielmehr zeigt Nina Mackert, dass im Wissen von Kalorien bereits eine Form selbstfürsorglicher Subjektivität angelegt ist: Denn dieses Wissen »trug dazu bei, dass Körperperfekt als objektives Zeichen »übermäßigem« Essens verstanden werden konnte. Die Verbindung von Ernährung und Gesundheit bzw. Krankheit erschien damit messbar. Insofern forderte das Wissen um Kalorien Individuen auf, Dicksein und Krankheiten durch Kalorienzählen selbst vorzubeugen.« (Mackert 2017, 214)

Die Ernährungswissenschaften spielen nach wie vor eine wichtige Rolle in der Ernährungspolitik, wie sich an politischen Programmen wie »Fit statt Fett« (2007) oder »IN FORM« (seit 2008)⁴ zeigt (Wirtz 2010): Ziel dieser »Aktionspläne«, so Stephan Lessenich (2008, 123), war, »Übergewicht« bis zum Jahr 2020 aufzuhalten und »das Ernährungs- und Freizeitverhalten der Deutschen [...] [zu] optimieren – insbesondere, so darf man wohl ergänzen, das von ›Problemgruppen‹, also von ›Unterschichten‹«. Ernährungspolitik ziele demnach auf eine Beeinflussung der Ernährung und ist dabei in soziale Klassenungleichheiten und Herrschaftsverhältnisse eingebunden. Diese Programme funktionieren also nicht mehr wie »Kostsätze« als starre Regularien und Zuweisungen, sondern als Anrufungen an die Subjekte in Form von »Ernäh-

⁴ Siehe <https://www.in-form.de> [01.09.2022]

rungskommunikation«. Das vermeintliche »Scheitern« dieser »Ernährungskommunikation« wird vielfach beklagt, wenn die Empfehlungen ins Leere laufen (Steinberg 2011).

Ernährungssoziologisch kann so das »modern subject of food choice« (Coveney 2006) beschrieben werden – die Verantwortung für die Ernährung und der damit verbundene Umgang mit Risiken oder Imperativen wird demnach in die Subjekte verlagert und ist nicht mehr als selbstverständlich und in Traditionen verankert zu verstehen. Mit »Aktionsplänen« oder »Aufklärungskampagnen« sollen die Subjekte das dafür notwendige Wissen und die entsprechenden Kompetenzen vermittelt bekommen. Eine entsprechende Untersuchung der symbolischen Ordnung um Körper, Ernährungsweisen und Klassenverhältnisse hat Schorb (2008) durchgeführt: Er zeigt, wie »Adipositas« im Diskurs als Synonym für »falsche Verhaltensweisen« steht: Im »Unterschichts-Diskurs« würden Aspekte des medizinischen Diskurses verschwimmen und »auf den Risikofaktor Verhalten reduziert und kulturell aufgeladen« (Schorb 2008, 113). Lotte Rose hat diese gesellschaftlichen Normen in Beziehung zum naturwissenschaftlichen Ernährungswissen gestellt:

»Es geht nicht nur darum, spezifische Grenzwerte für das Körpergewicht und einen spezifischen ernährungsbezogenen Wertekodex in den Individuen zu verankern, sondern auch dafür zu sorgen, dass diese Maßgaben als völlig normal, quasi-natürlich und unhintergehbar anerkannt werden: Anderes kann und darf überhaupt nicht mehr vorstellbar sein.« (Rose 2009, 285)

Für die Analyse dieser staatlich initiierten Programme haben sich die Konzeptionen der Gouvernementalität im Anschluss an Michel Foucault (u.a. 2000) als anschlussfähig erwiesen und wurden vor allem in der Gesundheitssoziologie profiliert (Brunnett 2007, 2009; Greco 2009). Greco diagnostiziert eine »Gesundheitsgesellschaft«, in der die Einzelnen für ihre Gesundheit verantwortlich sind. Dies deutet sie als »a specific modulation of biopower within a socio-political context increasingly defined by neo-liberal rationalities of government, which have inflected the discourse and the practice of health promotion in particular directions.« (Greco 2009, 18) Mit Neoliberalismus wird dabei eine sich immer weiter in alle Lebensbereiche ausbreitende ökonomische Logik benannt. Die zentrale Erkenntnis dieses Forschungsansatzes ist, dass unter neoliberalen Gesundheitsregimen der Körper nicht mehr als gegebenes Schicksal, sondern als durch verschiedene Technologien form- und manipulierbar erscheine.

Das bedeutet für die neoliberalen Programmatiken von Gesundheit und Krankheit: Alle Individuen besitzen die individuelle Fähigkeit dazu, sich rational für Gesundheit zu entscheiden, z.B. auf Risikoverhalten oder ungesunde Gewohnheiten zu verzichten, aber auch medizinische Vorsorge- und Kontrolluntersuchungen wahrzunehmen. (Brunnett 2007, 178)

Paula-Irene Villa geht über den Bereich der Gesundheit hinaus und zeichnet einen Zusammenhang zwischen der Forderung nach körperlicher Selbstbestimmung der zweiten Welle des Feminismus und einem aktuellen Trend der körperlichen Selbstoptimierungen. Diesen macht sie an einem zu beobachtenden »Boom« kosmetischer Chirurgien fest. Diese »somatischen Technologien des Selbst« interpretiert sie als Ambivalenz zwischen Unterwerfung unter Selbstoptimierungsimperativen und Versuchen, »in spezifischer Weise Handlungssicherheit in unsicheren Zeiten zu gewinnen.« (Villa 2013, 60) Damit stellt sie Körpertechnologien (Villa 2008a) in einen Zusammenhang mit modernen Entwicklungen der Individualisierung und Prekarisierung, womit auch Körper »prekär« werden und die Arbeit an diesen der Selbstabsicherung und in zentraler Weise eine Positionierung in der Gesellschaft bedeuten:

Es [geht] dabei nicht um bloße Äußerlichkeiten. Vielmehr geht es um die Verkörperung sozialer Anerkennungsnormen wie Flexibilität, Mobilität, Selbstmanagement. In diesem Sinne sei die Anerkennung von Körpern, auch der Geschlechtskörper nicht mehr gerahmt als Verkörperung einer ontologischen Natur, sondern als Willen zur sichtbaren Körperarbeit. Wer diesen Willen nicht verkörpert, gilt zunehmend, so ließe sich warnend sagen, als nicht inklusionsfähig. (Villa 2013, 69)

Das mit einer Ernährungsumstellung verbundene (bewusste oder unbewusste) »Risikomanagement« muss demzufolge nicht immer auf Risiken im Bereich der Ernährung (wie Gesundheitsgefahren) zurückgehen, sondern ist auch mit unsicheren – prekären – Positionen in der Gesellschaft verbunden. Darüber hinaus ist damit der Zusammenhang zwischen Verkörperungen und sozialen Positionierungen benannt.

Anhand der vorliegenden Forschungslage lässt sich Forschungsbedarf hinsichtlich der Frage ausmachen, in welchem Verhältnis das Wissen der (naturwissenschaftlichen) Ernährungsforschung und Körpertechnologien im Kontext der als »neoliberal« diagnostizierten Körper- und Gesundheitsnormen stehen. Die These, dass die »Ernährungskommunikation« scheitere, erscheint unbefriedigend. Hier liegt also ein empirisches Desiderat vor,

welches zugleich theoretische Anforderungen stellt: Ein theoretischer Begriff davon, wie das Wissen der Ernährungswissenschaften und Körpertechnologien zusammenhängen, liegt derweil nicht ausgearbeitet vor. Ein weiterer offener Punkt ist, dass bisher wenig Forschung darüber vorliegt, wie die Gesundheits- und Körpernormen mit der Frage des Fleischkonsums und -verzichts zusammenhängen.

2.1.3 Ernährung/Körper/Klasse/Geschlecht

Eine der grundlegenden Positionen in der Ernährungssoziologie ist, dass Essen mit Lebensstilen und sozialen Distinktionen verbunden ist. Bereits Thorstein Veblen ([1899] 1986, 83-4) beschreibt in seiner »Theorie der feinen Leute«, dass Lebensmittelkonsum zur symbolischen Abgrenzung qua Klassenposition und Geschlecht dient: »Der müßige Herr [...] konsumiert nicht nur viel mehr, als zur Erhaltung seines Lebens und seiner physischen Kräfte notwendig wäre, sondern er spezialisiert seinen Verbrauch auch im Hinblick auf die Qualität der konsumierten Güter. Frei und ungehemmt genießt er das Beste, was an Eßwaren, Getränken, Nakotika, [...] zu haben ist.« Später und weiter ausdifferenziert hat Bourdieu (1987) in seiner Studie zu den »Feinen Unterschieden« in den 1960er- und 1970er-Jahren herausgearbeitet, dass der »Geschmack« für bestimmte Speisen auf inkorporierte soziale Dispositionen zurückgeht, die als »Habitus« zur symbolischen Distinktion zwischen verschiedenen Klassenpositionen dienen. Er unterscheidet zwischen einem Geschmack der Notwendigkeit unterer Klassen und einem Geschmack der Freizügigkeit oberer Klassen und kritisiert die Annahme, der Geschmack sei eine »freie« Wahl und nur durch ökonomische Vorgaben bestimmt:

Die Geschmacksvorstellung, eine typisch bürgerliche deshalb, weil sie absolute Freiheit der Wahl unterstellt, ist derart eng mit der Vorstellung der Freiheit verknüpft, daß sich nur schwer die Paradoxa des »Notwendigkeitsgeschmacks« begrifflich fassen lassen. Entweder wird er kurzerhand negiert und entsprechendes Verhalten zu einem unmittelbaren Produkt des ökonomischen Zwangs verkürzt (die Arbeiter essen Bohnen, weil sie sich nichts anderes leisten können), womit unterschlagen wird, daß Notwendigkeit und Zwang sich in der Regel nur durchsetzen können, weil die Akteure dazu einen *Hang haben*, und *Geschmack* dafür, wozu sie ohnehin verdammt sind. (Bourdieu 1987, 290)

Die beiden von Bourdieu identifizierten Geschmacksmuster unterscheiden sich durch die Vorliebe für unterschiedliche Speisen und eine damit verbundene zeitliche Dimension: Während die Essenspraxen des Notwendigkeitsgeschmacks im Hier-und-jetzt verhaftet sind und auf den direkten Genuss und die Sättigung zielen, geht die Praxis des Geschmacks der Freizügigkeit mit Annahmen über eine Zukunft einher. Der Genuss und langfristige Folgen, v.a. für den Körper, werden abgewogen. Denn:

Der Geschmack für bestimmte Speisen und Getränke hängt [...] sowohl ab vom Körperbild, das innerhalb einer sozialen Klasse herrscht, und von der Vorstellung über die Folgen einer bestimmten Nahrung für den Körper, das heißt auf dessen Kraft, Gesundheit und Schönheit (Bourdieu 1987, 305)

Der Geschmack für bestimmte Speisen ist für Bourdieu »Natur gewordene, d.h. inkorporierte Kultur, Körper gewordene Klasse« (Bourdieu 1987, 307). Barlösius kritisiert, dass Ernährungspraxen nicht in diesen beiden Geschmäckern aufgehen. Mit dem »naturgemäßen Essstil« ergänzt sie einen dritten Geschmack: Dieser »ist bestimmt vom Streben nach einfacher, frugaler, reiner, gesunder und natürlicher Nahrung« (Barlösius [1999] 2011, 117). Damit sind die Essstile des Vegetarismus (und Veganismus) adressiert und werden als Mittel sozialer Distinktion betrachtet. Darauf aufbauend konnte in der Konsumsoziologie gezeigt werden, wie moralische Legitimationen von Ernährung nach wie vor starke Distinktionswirkungen erzielen (Grauel 2013; Paddock 2016). Ein »guter« Geschmack kann auch mit den moralischen und ethischen Qualitäten eines Lebensmittels einhergehen (Mol 2009), während grundsätzlich Konsum auch zunehmend als politisierte Praxis beschrieben wird (Lamla 2006). Für den Veganismus bedeutet das, dass ethische oder politische Motivationen sowohl in Beziehung zu den Lebensmitteln und ihren affektiven Qualitäten als auch in Beziehung zu Ungleichheiten als Medium sozialer Distinktion zu betrachten sind.

Die Geschlechterforschung hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass Ernährungspraxen hochgradig vergeschlechtlicht sind (Rückert-John und John 2009; v.a. die Beiträge in Rückert-John und Schäfer 2012). Zum Beispiel sind die mit Ernährung zu erreichenden Körperbilder hochgradig vergeschlechtlicht (Parasecoli 2005; Gransee 2008). Das Essen wird als Praxis des *doing gender* (Setzwein 2009) beschrieben, also der Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit. Einerseits durch die symbolische Inszenierung von Geschlecht durch eine bestimmte Essenspraxis und andererseits durch eine damit einhergehende körperliche Formung. Monika Setzwein schreibt im

Anschluss an Bourdieu vom »Körper gewordenen Geschlecht« (Setzwein 2004, 226) und stellt damit die These auf, dass sich durch qua Geschlecht differenzierte Ernährungspraxen auch qua Geschlecht unterschiedene Körper bilden würden. Diese These besagt, dass Körper eben gerade nicht von Natur aus unterschiedlich seien und deshalb unterschiedliche Nahrung benötigen oder bevorzugen würden, sondern dass geschlechtlich differenzierte Körper vielmehr ein Effekt dieser Praxen sind (vgl. auch Paulitz und Winter 2017).

Diese Darstellung zeigt, dass im Themenkomplex Ernährung und Körper in Bezug auf Klasse und Geschlecht einige Arbeiten vorliegen. Bisher fehlen hier Arbeiten, die Geschlecht, Klasse und Körper systematisch in ihrer intersektionalen Verschränkung betrachten. Des Weiteren ist der Körper in den vorliegenden Arbeiten weitgehend als passive Materie beschrieben und analysiert worden, die durch Ernährung formbar sei. Im Gegensatz zur Betrachtung des Körpers als ›Natur‹ liegt hier demnach eine tendenziell kulturalistische Verkürzung vor. Ein theoretisches und empirisches Desiderat liegt demnach darin, körperliche Prozesse als Teil einer Analyse sozialer Ungleichheiten zu berücksichtigen.

2.1.4 Mahlzeit/Kochen/Geschlecht

Eine der grundlegenden sozialen Institutionen im Bereich der Ernährung ist die Mahlzeit, also das sozial regulierte Verspeisen von Essen in Gemeinschaft (Schönberger 2011; Schönberger und Methfessel 2011). Ein prominenter »Klassiker« der Soziologie, der sich explizit mit damit auseinandergesetzt hat, ist Georg Simmel. Dessen Aufsatz zur »Soziologie der Mahlzeit« ([1910] 1998) kann wohl als einer der ersten dezidiert ernährungssoziologischen Texte gelten. Simmel schreibt der Mahlzeit eine »unermeßliche soziologische Bedeutung« zu, auch wenn Essen »das Egoistischste, am unbedingtesten und unmittelbarsten auf das Individuum Beschränkte« (Simmel [1910] 1998, 183-84) sei. Die Abstimmung der Mahlzeiten zu regelmäßigen Zeitpunkten ist für Georg Simmel »die erste Überwindung des Naturalismus des Essens.« ([1910] 1998, 185) Durch die Aufnahme des Essens mit bestimmtem Essgeschirr, wie Gabel oder Teller, erfährt die Mahlzeit darüber hinaus eine Ästhetisierung, die soziale Ordnung herstellt:

Der Teller symbolisiert die *Ordnung*, die dem Bedürfnis des Einzelnen gibt, was ihm als Teil des gegliederten Ganzen zukommt, aber ihn dafür auch nicht über seine Grenzen hinausgreifen lässt. (Simmel [1910] 1998, 186)

Die Mahlzeit steht auf vielfältige Weisen in Zusammenhang mit sozialer Ordnung. Die Mahlzeit als institutionalisierte Essensaufnahme ist zugleich integrativ und distinktiv: Einerseits wird eine Tischgemeinschaft gebildet, andererseits werden Personen durch bestimmte Regeln ausgegrenzt und auch innerhalb der Tischgemeinschaft werden die Beziehungen innerhalb der Gruppe in der Situation der Mahlzeit evident, etwa dadurch, wer wann welche Speise bekommt (Barlösius [1999] 2011, 177ff.). Am Gegenstand der Mahlzeit lassen sich aber auch gesamtgesellschaftliche Distinktionen erkennen. So hat Norbert Elias ([1969] 1978, 110–57) gezeigt, wie durch immer »feinere« Benimmregeln sich Aristokratie und in weiterer Folge das Bürgertum von jeweils unteren Ständen und Klassen abgrenzen. Elias' These ist, dass sich die Art und Weise, wie es in westlichen Gesellschaften derzeit üblich ist zu essen, nicht aufgrund rationaler oder gar wissenschaftlicher Überlegungen gebildet hat. Sie sei das Resultat einer Dynamik aus den gesellschaftlichen Distinktionsbewegungen.

Besonders wichtig erscheint darüber hinaus das »traditionelle Leitbild der Familienmahlzeit« (Schlegel-Matthies 2011, 33). Damit ist eine Gesellschaftsordnung verbunden, in der in der heterosexuellen Beziehung ein Mann für die Erwerbsarbeit und eine Frau für die Reproduktionsarbeit zuständig ist. Die Mahlzeit und die Praxis des Essens sind als Reproduktionstätigkeiten eng verbunden mit sozialen Arbeitsteilungsmustern und der vergeschlechtlichten Zuweisung in unterschiedene gesellschaftliche Sphären. Die Mahlzeit steht also für die sozialen Beziehungen der Familie und die Positionen, die einzelnen Mitgliedern zugewiesen werden, was Monika Setzwein auch als »Genderismus in der Küche« (Setzwein 2004, 198) bezeichnet. Allerdings sind diese Positionen zunehmend prekär und es offenbart sich eine Krise der Männlichkeit, »wenn der Mann kein Ernährer mehr ist« (Koppetsch und Speck 2015; Wimbauer und Motakef 2020, 241–64).

Jean-Claude Kaufmann (2006, 220–6) zeigt in seiner umfangreichen Untersuchung des Kochens, dass sich die Zubereitung von Mahlzeiten grundsätzlich in »zwei Welten« aufteilt: das alltägliche und das besondere Kochen. Ersteres zählt als »Hausarbeit«, womit die Differenzierung der Kochpraxis Teil der geschlechtlichen Arbeitsteilung ist, wie Setzwein ausführt:

Die Glaubensvorstellungen über die vermeintliche ›Natur‹ von Männern und Frauen finden sich in der institutionalisierten sozialen Praxis der häuslichen Arbeitsteilung stets aufs Neue bestätigt, indem Frauen in großem Umfang Tätigkeiten verrichten, die Männer nicht oder nur in auffällig eingeschränkt

ten Maßen ausüben und umgekehrt. In diesem Sinne handelt es sich bei der Arbeit im Haushalt nicht allein um eine geschlechtssegregierende, sondern um eine geschlechtskonstituierende Praxis. (Setzwein 2004, 199)

Die Ausgestaltung der Arbeitsteilung stellt außerdem eine Überkreuzung von Geschlecht und Klasse dar: Petra Frerichs und Margareta Steinrücke (1997) analysieren die Essenszubereitung von einem Arbeiter*innen-, einem Angestellten-, einem Beamten- und einem Managerpaar. Die Autorinnen können nachzeichnen, dass sich die Zuständigkeiten für die Zubereitung der Mahlzeiten qua Klassenlage und Geschlecht unterscheiden. Sie stellen die These auf, dass »Kochen, zumal für Männer, umso mehr den Charakter eines Distinktionsmediums annimmt, je weiter man in der sozialen Hierarchie nach oben steigt« (Frerichs und Steinrücke 1997, 251). Aktuell lässt sich eine Verschiebung hin zu einer Veralltäglichung männlichen Kochens feststellen. Die Zubereitung von Speisen »nimmt [für Männer] immer mehr einen Platz als alltägliche kulinarische Aktivität ein, als Ausdruck von Kreativität und Kennerschaft. Kochen ist Genuss und Marker des eigenen Lifestyles.« (Baum 2012, 79) Die Mahlzeit findet aber zunehmend weniger innerhalb des privaten Rahmens der Familie statt, sondern verstärkt in der Öffentlichkeit, also in Restaurants und Kantinen. Damit stellt sich zum einen die Frage, wie auch eine Gemeinschaftsverpflegung in großem Maßstab nachhaltig gestaltet werden kann (Rückert-John 2007). Zum anderen wird dadurch, dass Essen damit immer mehr öffentlichen Aufführungscharakter bekommt, »Essen in Gemeinschaft [...] zunehmend nach Maßgabe symbolischer Repräsentationen genutzt« (Rückert-John, John und Niessen 2011, 43).

Die Mahlzeit und die Zubereitung derselben sind, so zeigen die dargestellten Forschungen, einerseits als eine soziale Situation in seiner Mikrologik zu betrachten und andererseits sind sie an eine gesellschaftlich vergeschlechtlichte Arbeitsteilung gebunden und damit spielen Geschlechterverhältnisse und -ungleichheiten eine wichtige Rolle. Eine empirische Forschungslücke zeigt sich auch hier an der Stelle, welche Rolle das Verhältnis von Fleisch und veganer Ernährung in Bezug auf die Mahlzeit und die Zubereitung, also das Kochen und die damit verbundenen Arbeitsteilungsmuster, spielt.